

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General Anzeiger).



## Königsträume.

Roman von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Es sind Boten da, Euer Gnaden,“ meldete Bartel Ryhod ein Weilschen später und führte auf einen Wink nach einander ein paar Bauern herein. Jeder sagte dasselbe aus: Daß die Russen, die so lange gezögert hatten, jetzt in Eilmärschen heranrückten.

Und noch immer keine Antwort von Czechowski.

„Das sieht dem Herrn ähnlich,“ sagte Kasimir Kzonka, der von den Vorposten zurückkehrte, ärgerlich. „Warten wir noch bis zum Abend.“

Endlich — man hatte die Hoffnung fast aufgegeben — langte ganz erschöpft ein Reiter an. Langsam, ohne eine Miene zu verziehen, las Rutkowski das Schreiben durch. Ohne jedes Wort gab er es an Kasimir Kzonka. Der überflog es. „Mit andern Worten: er kommt nicht!“

Einen Augenblick herrschte Schweigen.

Seine Leute sind durch lange Märsche ermüdet; Regengüsse haben die Wege beschwerlich gemacht. Er muß sich zwei Ruhetage gönnen. „Pah, und morgen, wenn er ruht, sind die Russen hier!“

„Ein kluger Herr!“ antwortete Kasimir Kzonka. „Er weiß wahrscheinlich ebenso gut wie wir bereits, daß der Feind anrückt!“

„Und das soll klug sein?“

„Erlauben Sie,“ sagte der Generaladjutant, „Euer Gnaden vergessen eins: so bleibt Ihnen nur der Rückzug. Und der Rückzug wohin? Nun, südwärts, zu Czechowski. Er will nicht zu Ihnen kommen, sondern Sie sollen zu ihm kommen! Dann steht die Sache wesentlich anders.“

„Ich zu Czechowski?“

Die roten Flecke brachen durch. Der Graf trat ans Fenster. Er biß die Lippen blutig. Wieder ein Vot!

„Der Anmarsch der Russen? Weiß schon!“

Blötzlich drehte er sich um.

„Pan Kzonka, wann, meinen Sie, haben wir die Moskowiter vor uns?“

„Wenn wir stehen bleiben, in vier Stunden. Morgen früh werden sie angreifen wollen. Es ist am besten, es wird sofort der Befehl zum Ausbruch gegeben. Einen um so größeren Vorprung haben wir.“

„Und um so eher kommen wir zu Czechowski, nicht?“

Napoleon Rutkowski hatte einen höhnischen Zug im Gesicht. Wie prüfend, als wollte er seine Gedanken erraten, ließ Kasimir Kzonka den Blick auf ihm ruhen. Der Graf hielt den Blick aus.

„Nein,“ sagte er kurz, „wir werden nicht zu Czechowski gehen. Wir werden ihm morgen Abend einen Boten senden, daß die Ruhetage länger ausgebeht werden können, da wir die Russen inzwischen allein geschlagen haben.“

„Das ist ein Scherz, das kann nicht Ihr Ernst sein.“

„Vollständig. Ich will den Russen mit dem Angriff zuvorkommen. Bereiten wir ihnen ein zweites Zulom!“

Kopfschüttelnd sah Kasimir Kzonka ihn an.

„Sie wollen sich über mich lustig machen, Herr Graf. Sie wissen so gut wie ich, daß wir im offenen Felde dem Feinde nicht standhalten können. Mann gegen Mann, gut! Das lasse ich mir gefallen. Aber eine undisziplinierte, zusammengewürfelte Masse gegen eine geschulte Truppe, das ist Wahnsinn!“

Aber der Graf blieb fest, und seit dem Nachgefecht war sein Ansehen so gestiegen, daß seine Stimme auch im schnell berufenen Kriegsrat den Ausschlag gab. Mit glühender Berebtheit sprach besonders auch Marjan Batranski für den Kampf.

„Se, he,“ rief ihm der Marquis zu, „du legst dich ja feste ein!“

„Man soll seinem Schicksal nicht aus dem Wege gehen,“ antwortete der Schlanke. Er hatte einen seltsamen Blick.

„Sie spielen zu leichtsinnig, Herr Graf,“ sagte Kasimir Kzonka nachher. „Eine Niederlage, und alles ist aus!“

„Sehr wohl. Aber eben deshalb können wir nicht unterliegen. Es darf nicht aus sein.“

„Gewiß nicht, wenn wir so stark wären wie Ihr Glaube.“

Im Nu verbreitete sich unter den Aufständischen das Gerücht, daß man am Vorabend einer großen Schlacht stehe. Jubelnde Rufe schollen in kräftige Freiheitslieder hinein. Die Branntweinhändler konnten die Flaschen nicht oft genug füllen. Prüfend fuhrn die Finger über die Schneiden der Sensen.

Das Lager war so aufgeschlagen, daß man es von der Chaußee aus nicht erblicken konnte. Ein paar Erderhöhungen waren vorgelagert. Wie auf einem Jahrmart sah es hier aus. Zelte waren aufgeschlagen, über denen kleine Wimpel im Luftzug fröhlich flatterten. Die Gewehre waren zusammengestellt, pyramidenförmig lehnten die Sensen aneinander. Und überall saßen, sprangen, liefen Rothemden, die nichts zu tun hatten, umher, kniffen den Bauernweibern, die Eier und Käse zum Kauf anboten, in die Backen, machten ihre Späße mit den Schnapsjuden, hörten einer Harmonika zu und lärmten durcheinander.

Im Augenblick änderte sich das Bild, als es bekannt wurde, daß eine Schlacht bevorstand. Diejenigen, die schon Zufom mitgemacht hatten, gaben den Neulingen, die vor Kampfbegier brannten, ihre Erfahrungen zum besten. Die Unerfahrenen versteckten ihre Furcht unter dem lautesten Lärm. Wenige nur schienen sich um den nächsten Tag überhaupt nicht zu kümmern. Zu den wenigen gehörte Michael Laszkowicz, der Schmied. Er saß etwas abseits von den übrigen auf einem großen, oben abgeplatteten Feldstein und hatte den Kopf in die Hände gestützt. Die Flasche stand neben ihm. Er trank jetzt mehr als früher.

Blötzlich legte ihm jemand die Hand auf die Schulter.

„Daß mich in Ruh!“ fuhr er auf. Doch als sein Blick über das Gesicht des vor ihm Stehenden flog, stupte er.

„Kuba Borodnik?“ fragte er zweifelnd. „Se, du gingst doch nicht mit uns?“

„Nein, Schmied. Aber vor drei Tagen hörten wir von Aufkom. Nun, was red ich lange? Da sind wir!“

„Gut, gut! Hast was Neues gehört? Im Dorf mein ich?“

„Warum nicht, Michael Waszkowicz? Die Welt ist rund und dreht sich. Neues gibt's immer. Ich soll dir auch eine Bestellung machen.“

„Von wem?“ fragte der Schmied rauh.

„Von Kascha Kaczmarek. Aber nimm einen Schluck vorher. Besser ist besser.“

Unruhig sah Michael Waszkowicz auf. Die Unruhe war auch in seiner Stimme.

„Ich brauche keinen Schnaps. Red', was ist?“

„Sterben müssen wir alle. Jeder kommt an die Reihe. Jetzt ist einer dran, den du kennst. Nimm einen Schluck, Schmied.“

„Wer?“ fragte er heiser.

„So ist mal der Wille der Heiligen: Juschu, dein Sohn. Ich soll's dir sagen.“

Ein gewaltiges Zucken ging durch den Körper des Mesen. Kuba Borodnik suchte auf, sein Arm mußte blaue Flecke zeigen, so hatten die Finger des Schmiedes ihn umkrampft.

„Ist das wahr, was du sagst?“

„Pstia krew, laß mich los! Eine schöne Botschaft, man nimmt sie aus Spaß mit, he? Höre, sprach Kascha Kaczmarek vorgestern zu mir, Ihr geht zu den Aufständischen, ich weiß es! Dort ist auch Michael Waszkowicz, der Schmied. Bringt ihm einen Gruß von Juschu, seinem Sohne. Er läßt sagen, wenn sein Väterchen ihn noch einmal sehen will, soll er auf dem Wege nicht ausruhen. Also sprach zu mir Kascha Kaczmarek, und die Tränen liefen nur so. Er muß sterben, sagte sie, beeilt Euch. Nun, man ist kein Unmensch, kaum sind wir angekommen, such' ich nach dir. Aber ich, Bruder, sagte gleich: Nimm zuvor einen Schluck!“

Der Schmied überlegte nicht lange, als er allein war. Die Grenze war weit. Er konnte bis dorthin die Chaussee benutzen. Da nahmen ihn die Wagen, die vorüberfuhren, wohl mit. Denn sechs, sieben Meilen — das war keine Kleinigkeit. Ueber die Grenze wollte er dann schon kommen. Er kannte die Wälder besser als die Preußen. Brach er jetzt auf, so konnte er an nächsten Tage in Nasgora sein, vormittags, mittags, je nachdem, in Nasgora, wo sein Sohn, der Krüppel, im Sterben lag. Er hatte während der verfloffenen Zeit nicht mehr viel an ihn gedacht. Viel mehr an den alten Baron, den sein Hammer niedergeschlagen hatte, und nun kam ein Fremder, Kuba Borodnik, und durch ihn bestellte eine Fremde, Kascha Kaczmarek, daß Juschu, sein Kind, dem Tode nahe sei.

Bequält lachte er auf. Warum sollte Juschu denn sterben? Nun gut, er war ein Krüppel. Schlimm genug, aber darum starb man nicht. Nachsehen mußte man auf alle Fälle.

Das Kontingent der Nasgoraer, zu dem auch Michael Waszkowicz gehörte, wurde wie die Leute von Muchocin und Szyblewo von Napoleon Rutkowski selbst geführt. Ihm wollte der Schmied Bescheid sagen, bevor er ging.

Nur ungern erteilte ihm der Graf gerade jetzt vor der Entscheidung den erbetenen Urlaub. Und als Michael Waszkowicz längst schon gegangen, saß er noch eine ganze Weile versunken da. Er dachte an Nasgora, an Hanna, an den alten Baron. Wie fern lag das alles! Dann hob er mit einem Seufzer das Haupt. Er befahl, sein Pferd zu satteln. Wenn er alles auf den morgigen Tag setzte, wollte er das Schlachtfeld wenigstens selber ansuchen. Nur Kasimir Szponka sollte ihn begleiten. Wahrscheinlich saß der jetzt mit den anderen Herren in der Schenkstube.

Lärm und Gelächter schollen ihm aus der Schenkstube entgegen.

„Nicht, daß du kommst, Bruder Führer,“ rief Eusebius von Degorski. „Nettet man was aus dem Kriege, verliert man es an diese Wölfe! Wölfe sind sie alle miteinander!“ Graf Wininski lachte Tränen.

„Hat ein paar Goldstücke verloren und läutet, als ob sein Haus brenne. Wirf besser, Pstia krew, hier sind vierzehn Augen.“

Er setzte den ledernen Becher auf den Tisch.

„Krieg und Sieg, Liebchen, Wein und Würfel!“ stimmte ein anderer an. „Geda,“ fuhr er fort, „Maryan Batranski, Bruder, hast du deine Lustigkeit auf Reisen geschickt? Oder wirst du erst wieder fröhlich nach der Schlacht?“

„Vor nicht, nach nicht,“ sagte Maryan Batranski, der Schlanke, achselzuckend. „Spielt nur weiter!“

„Und du spielst nicht mit?“

„Morgen. Und dann spiele ich höher!“

„Sieh, sieh, den Philosophen. Nun, Napoleon, kriegen wir die Hunde von Moskowitern, oder kriegen sie uns?“

Der Befragte lachte. Dabei griff er nach dem Lederbecher und schüttelte die drei Würfel spielend auf die Hand.

„Wir kriegen sie. Muchocin seh' ich dafür ein. Paßt auf, Freunde, Sieg oder Tod!“

Er schüttelte den Becher so stark, daß die beinernen Würfel fast herausprangen.

„Fremde nicht!“ schrie Rybszczynski finster.

Aber schon hatte der Graf den Becher ungestülpt. Noch lagen die Zahlen bedeckt. Es war totenstill. Alles starrte auf den Becher.

„Bitte, Herrschaften, wollen wir zählen?“

Sein Auge leuchtete auf. „Dreimal sechs. Achtzehn Augen! Der höchste Wurf. Also Sieg, Freunde, Sieg!“

Sein Blut war warm, sein Herz war warm. Es war ja natürlich alles Zufall, an den sich nur der Aberglaube band, aber doch schien ihm wieder, als stecke ein großes Symbol dahinter. Auf das Schweigen war wilde Lust gefolgt.

„Hoch Polen! Hoch Napoleon Rutkowski! Unser der Sieg! Marsz, Marsz, Dabrowski!“ schrie und sang es durcheinander.

„Wir werden sie niederschlagen, o Bruder, Bruder!“ jauchzte Degorski und umarmte nach seiner Gewohnheit wieder alle Welt. Einen Augenblick, lächelnd, selig, als wäre der Kampf entschieden, stand Napoleon Rutkowski noch am Tisch.

„Wir werden sie niederschlagen,“ sprach er dem vor Begeisterung purpurroten Degorski nach.

„Zweifeln Sie daran, messieurs?“

Und lachend schritt er aus der Tür.

„Was für ein Mensch!“ rief Degorski und sah sich um, als wollte er jedem raten, nicht zu widersprechen. Aber es widersprach keiner. Die andern wandten sich wieder dem Spiele zu. Nur Wladimir Rybszczynski und Maryan Batranski saßen noch immer nach dem Fleck, wo sie den Grafen zuletzt erblickt hatten. (Fortsetzung folgt.)

## Und dann . . . ?

Von Anna Wahlenberg.

Berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Thea Sternberg.

Dämmerung herrschte in dem Wohnzimmer, das nur von einem Kaminfeuer beleuchtet wurde. Aber das flammte auch munter auf und warf seinen flackernden Schein auf Lena, die fünfzehnjährige Tochter des Hauses, und auf ihren Gast, die drei Jahre ältere Waise Astrid.

Die letztere saß auf einem niedrigen Stuhl etwas abseits vom Kamin, während Lena in halb liegender Stellung auf einem großen, weichen Schmel mitten davor sauerte und, die Arme auf Astrids Stuhllehne gestützt, den Kopf in die Hände gedrückt, die Baise mit weit offenen, gierigen Augen betrachtete und jede Szene der Geschichte vor sich zu sehen sah, die Astrid soeben erzählte.

Es war aber auch etwas Interessantes! Ein ganzer Roman. Uebrigens nicht der erste, den Astrid erlebt hatte: Das wäre gar zu wenig für ein so hübsches, gefeiertes Mädchen. Aber es war der ernsteste von allen, und sie konnte nicht leugnen, daß sie selbst endlich verliebt war.

Während sie das Feuer ab und zu mit der Zange schürte, berichtete sie bis auf die kleinste Einzelheit, wie es zugegangen war, als er um sie geworben hatte. Und Lena lauschte gespannt, nur ab und zu eine kurze Frage flüsternd:

„Was sagte er da?“ Oder: „Was sagtest du da?“

Aber als Astrid ihre Geschichte mit dem Bericht schloß, daß ihr Verehrer ihr Spitzentäschentuch genommen, es geküßt, sie gebeten habe, es behalten zu dürfen und die Erlaubnis hierzu bekommen hätte, da gab Lena unwillig ihre lauschende Stellung auf und erklärte, das hätte sie ihm nie gestatten dürfen. Er erregte sie im höchsten Grade, daß sein Sieg so leicht gewesen war. Der Roman hätte ja viel länger und viel spannender werden können. Sie wäre nicht so nachgiebig sein, nie! Sie wußte, wie man die Herren Kavaliere zu behandeln hätte.

„Du?“ fragte Astrid erstaunt und entrüstet, daß ein so junges Ding ihr Verhalten zu bekräfteln wagte. „Du solltest lieber nicht von Dimaen sprechen, die du nicht verdirrst, liebe Lena.“

„Die ich nicht verstehe . . . ?“ Die fünfzehnjährige junge Dame setzte sich würdevoll auf ihrem Schemel zurecht, faltete die Hände um die Knie, warf ihrer Base einen langen, scharfen Blick zu und sah sehr geheimnisvoll aus.

„Wirst du etwa schon einmal verliebt?“ fragte Astrid spöttisch und verzog die Lippen zu einem überlegenen Lächeln.

Lena schwieg, kniff den Mund zusammen und starrte ins Feuer. „Ober ist vielleicht einer in dich verliebt?“  
Bedeutungsvolles Schweigen.

„Aber nein, lieb dich wirklich einer?“  
„Es sah fast aus, als sei Lena im Begriffe, mit dem Kopf zu nicken, doch sie tat es noch nicht.“

„Ach, erzähle doch.“  
„Es ist nichts,“ sagte Lena lässig, aber in einem Ton, als hätte sie etwas sehr Interessantes zu berichten, wenn sie nur wollte.

Astrid ließ sich jedoch nicht abschrecken.  
„Wer ist es?“

„Das ist ja gleichgültig, du kennst ihn doch nicht.“  
„Bist du so sehr verliebt in ihn?“

„Ach, nicht so arg . . . Ich weiß übrigens nicht . . .“  
„Ist es Klas Lönnholm?“

„Klas Lönnholm! Ein Gymnasiast! Ein Schuljunge! Na, ich danke!“ Wie würde ihr eine solche Mesalliance in den Sinn kommen.

„So will ich dir sagen, wer es ist,“ meinte Astrid bestimmt.  
„Das kannst du nicht.“

„Onkel Westmark, der alle Sonntag herkommt.“  
„Onkel Westmark . . . ?!“

Lena brach in ein so erschütterndes Gelächter aus, daß sie beinahe der Länge nach zu Boden gefallen wäre. Astrid hielt sie fest und wies flüsternd auf die Schlafzimmertür. Lena schreie ja so, daß sie womöglich ihren Vater aus seinem Mittagsschlummer weckte. Ein wenig erschrocken blickte die Tochter bei dieser Ermahnung zur Tür, dann begann sie aber von neuem zu lachen, wenn auch etwas gedämpfter. „Onkel Westmark, der im März neunundvierzig Jahre alt wird! Ich bin doch noch nicht ganz verrückt!“

„Nun, dann weiß ich aber ganz gewiß, wer es ist,“ beteuerte Astrid wieder, nahm Lenas Kopf und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Aber Lena riß sich mit einer raschen Bewegung ihres dunkeln Kleinen Kopfes hastig los.

„Er ist nicht Kommiss,“ sagte sie mit Nachdruck.  
„Ja, aber er erwidert doch . . .“

„Nur um das Geschick zu erlernen. Sein Vater hat ein großes Haus in Kungälvsholmen, und seine Schwester nimmt Gesangsstunden.“

„Nun, was ist er denn sonst?“ fragte Astrid mit einem vernünftigen Lächeln über ihre wohlgelungene List und lehnte sich vornehm ein wenig zurück.

„Er ist . . . er ist . . . nun es ist ja ganz gleich, was er ist,“ antwortete ihre junge Wirtin.

Sie schwiegen einen Augenblick. Lena schien nicht recht geneigt zu weiteren vertraulichen Mitteilungen, und Astrid überlegte, wie sie sie dazu ermuntern sollte. Sie beugte sich wieder vor und setzte ihr Kreuzverhör fort.

Ob sie sich häufig getroffen hätten — Wie sie miteinander bekannt geworden wären — Was er gesagt hätte —

Doch Lena antwortete einfüßig mit einem „Oh!“ oder „Ach, Unsinn!“ Schließlich konnte sie aber doch nicht länger widerstehen. Die Verlockung war zu groß, endlich einmal laut aussprechen zu können, was sie Tag und Nacht dachte, und es lag auch etwas so Erhebendes darin, daß man eine Geschichte zu erzählen hatte. Sie wurde dadurch gleichsam zur Auserwählten Astrids, die man ja bereits als eine erwachsene Dame betrachtete.

Und so begann sie.

Die Buchhandlung, in der er war, lag so nahe bei der Schule, daß die ganze Klasse dort ihre Bücher, Hefte und Federn kaufte. Aber am artigsten war er stets gegen Lena, ja, er vernachlässigte die andern um ihretwillen, und kam sie je einmal allein, so sprach er sogar von Romanen, die er ihr zu lesen empfahl. Er fand, junge Mädchen müßten mit ihrer Zeit mitgehen, und er wollte ihren Eltern eine Anzahl Bücher zur Ansicht schicken.

Dann hatten sie sich einmal auf der Eisbahn getroffen. Valfrid Borg hatte ihn ihr zugeführt. Er lief wie ein Preisgekrönter, und sie tanzten Walzer und Française miteinander. Seitdem war er jeden Donnerstag und Montag nachmittags — da hatte er frei — auf der Eisbahn, schnallte ihr stets die Schlittschuhe an und lief mit keiner so viel wie mit ihr.

„Und dort auf der Eisbahn, hat er dir gesagt, daß er dich liebt?“ fragte Astrid, die den Prolog etwas lang fand und gern zu dem interessantesten Teil der Geschichte gelangen wollte.

Lena errödete sichtlich, trotz des starken Feuerscheins, der auf ihrem Antlitz lag.

„Ja, er sagte nicht gerade . . . verstehtst du . . . Aber . . .“  
„Nun, was sagte er denn . . . ?“

Lena zog die Knie hoch, kauerte sich darüber und blickte in die Flammen, als denke sie an etwas Angenehmes, das lebendig vor ihrem Inneren stand.

„Es war an einem Abend . . .“ Sie unterbrach sich und begann von neuem.

Es war an einem Abend, wo es ganz herrlich war auf der Eisbahn. Heller Mondschein und nur ein paar Grad Kälte. Sie liefen so weit hinaus, wie sie nur konnten, und schließlich

waren sie ganz allein auf der Bahn. Er lief so rasch, daß sie ihm kaum zu folgen vermochte und fast außer Atem war. Zuweilen drohte sie zu fallen und nickte zusammen. Dann blieben sie stehen und lachten beide aus vollem Halse, weil er sie so anzog, daß auch er beinahe umfiel. Aber einmal mußte er sie erst um den Arm und dann um die Hand fassen, sonst wäre sie ganz sicher gestürzt, und während sie das Gleichgewicht wiederzugewinnen suchte, zog er ihr den einen Handschuh unwillkürlich zur Hälfte ab. Da standen sie und lachten wieder. Und dann . . .

„Dann . . . ?“ fragte Astrid.  
„Dann zog er den Handschuh noch weiter ab. Und dann sagte er . . .“

„Was sagte er?“  
„Dann betrachtete er meine Hand . . .“

„Nun und?“  
„Betrachtete sie sehr lange. Und dann sah er mich an, und dann sagte er . . .“

„Was sagte er dann?“  
Sie zauderte.

„Wie süß . . .“ sagte er . . .“  
Wieder eine Pause.

„Und dann?“  
Lena blickte auf, rasch und ernst, als wäre sie unangenehm gestört in ihren Gedanken.

„Dann liefen wir weiter,“ sagte sie.  
„Nun und dann?“

„Dann . . . ?“  
„Aber woher weißt du denn, daß er dich liebt?“

„Das sah ich doch! Du hättest nur mal sehen sollen, wie er meine Hand betrachtete und dann mein Gesicht. So was sieht man doch!“

Astrid lehnte sich in ihren Stuhl zurück und brach in Lachen aus. Sie lachte so, daß sie sich schüttelte.

„Nein, hör' mal, Klein-Lena, du bist doch wirklich zu drollig.“  
„Drollig . . . ?“

Lena fuhr auf, maß ihre Base mit dem Blick vom Scheitel bis zur Zehe und schien noch etwas sagen zu wollen, biß sich aber auf die Lippen und schwieg. Dann nahm sie die Feuerzange und schürte die Kamine, und während es in der Blut prasselte, verbitterte sich ihr Ausdruck immer mehr. Sie warf die Zange in die Ecke und wandte sich mit funkelnden Augen zu Astrid: „Ja, lache du nur,“ sagte sie, „das begreifst du natürlich nicht, dazu bist du zu dumm. Du bist das dümmste Mädchen, das ich kenne, und ich hätte dir lieber kein Wort erzählen sollen.“ Am liebsten hätte sie ihre Arme gepackt, daß sie blau und braun geworden wären. Doch sie beherrschte sich, ging zum Sofa und wartete sich in den dunkelsten Winkel.

Es hatte keinen Zweck, daß Astrid zu ihr kam und ihr zuzureden versuchte. Sie hörte nicht auf sie und gab keine Antwort. Alle Fremdschickungen versagten, ja selbst halbe Entschuldigungen versingen nicht, und als die Base schließlich den Arm um ihren Hals legen wollte, stieß sie sie fort und schlug mit geballten Fäusten um sich, gleichviel, wohin sie traf.

Astrid mußte sich zurückziehen, und als Lenas Mutter hereinkam und die Lampe anzündete, sah jedes der beiden jungen Mädchen in einer Ecke des Zimmers.

Der Abend war zerstört. Man bat Astrid, zu bleiben, sie aber erklärte, daß sie nach Hause gehen müsse, und Lena hatte nichts dagegen einzuräumen. Sie schaute sich ja danach, daß sie gehe, sie wollte sie nie wiedersehen, und sie begleitete sie nur hinaus in den Korridor, um die Tür möglichst laut hinter ihr zuschlagen zu können und gleich darauf in ihr Zimmer zu strömen und mit sich allein zu sein.

Dort warf sie sich in einen Stuhl und schluchzte. Warum, das wußte sie selbst nicht recht. Es war ja nichts geschehen. Absolut nichts.

Aber dennoch war ihr, als sei alles verändert. Vor einem Weile noch schien die Welt so hell und groß vor ihr zu liegen, mit tanzend sonnigen Wegen, und alles hat eine besondere Bedeutung; das Zwitschern der Spatzen, der leise Fall der Schneeflocken, ein Blick aus einem Paar Augen, ein Lächeln, ein Handschuh. So viel hatte in so wenigem gelegen, und die Welt war so schön gewesen.

Aber jetzt . . .  
Jetzt war alles zusammengedrumpft. Debe, still und leer war es rings um sie. Sie selbst war so winzig und unbedeutend, alle anderen so klein und alltäglich. Und ihre Geschichte — die war gar keine Geschichte.

Deshalb schluchzte sie unaufhaltsam.

### Wie man sich ohne Handwerker helfen kann.

Durch den Krieg wurden gar viele Handwerker zu den Waffen gerufen, die man sonst bei den in jedem Haushalt ununterbrochen vorkommenden Reparaturen und sonstigen Arbeiten zur Hand hatte. Die Frau ist also auch auf diesem Gebiete mehr als früher auf sich selbst gestellt; dazu kommt der erschwerende Umstand, daß so viele Dinge, deren man sich sonst mit einer gewissen Selbstverständlichkeit zu bedienen pflegte, nicht mehr zur Verfügung stehen. Da heißt es also für die Frau, Mittel und Wege zu finden, um

den Anforderungen der Kriegszeit gerecht zu werden. Vier etwige Winke, die die beliebte Frauenzeitschrift „Das Blatt gehört der Hausfrau“ ihren Lesern gibt:

Zunächst einmal gibt es viel zu klettern und zu lieben, aber die Dinge, die man sonst zur Verflüchtigung hatte, um gute Ritte herzustellen, wie Leim, Mastix, Stärke, Quark u. dergl. sind verschwunden. Ein gutes Klebemittel läßt sich aus Gelatine und harter Essigsäure gewinnen, in der man so viel Gelatine quellen läßt, bis eine sehr klebrige Masse entsteht. Die Masse sieht bräunlich aus. Will man weiße Gegenstände, wie z. B. Porzellan, damit kleben, so setzt man einfach etwas Schlemmkreide zu. Spalten und Risse in den Wänden des Hauses, die sonst der Maurer zum Verschwinden brachte, müssen sofort in Anguß genommen werden, sobald sie sich zeigen, da sie sich sonst leicht erweitern. Dazu gebraucht man Leim. Einen guten Tischlerleim bereitet man sich, indem man die käuflichen Stücke Leim nach dem Zerbrechen in kaltem Wasser einweicht und etwa zwölf Stunden darin auflösen läßt. Dann erhitzt man dies im Wasserbad, bis eine sirupdick Flüssigkeit entsteht. Das ist dann ein guter, für die verschiedenartigsten Zwecke des Haushaltes brauchbarer Leim. Sollen nun damit Risse in den Wänden verklebt werden, so legt man Kreide oder gebrannten Gips zu und verstreicht den Riß sofort mit der so entstandenen Masse, ehe sie erhärtet. Ist der Riß stärker, so verkleinert man den Spalt vor der Anwendung des Leims dadurch, daß man ihn mit zerkleinerten Ziegelbrocken u. dergl. ausfüllt.

Der Ofen raucht, und der Lötler ist nicht mehr da. Hier handelt es sich zunächst darum, die Stelle festzustellen, aus der der Rauch kommt, und die oft aus einem nur kleinen, haarfeinen Riß zwischen den einzelnen Rachen besteht. Man nimmt nun ein Streichholz, ein Licht oder einen Wachstoch, sorgt jedoch dafür, daß die Flamme möglichst klein bleibt. Damit leuchtet man dann, während der Ofen brennt, alle Fugen sorgfältig ab. An der Stelle, wo der Rauch herauskommt, wird das Licht, das vorher ruhig und gerade brannte, zu einer spitzen Flamme abgelenkt. Hat man so die fehlerhafte Stelle entdeckt, so verschmiert man sie mit Lehm, den man in Wasser einweicht. Ist kein Lehm zur Hand, so tut es auch Ton oder gebrannter Gips, den man mit etwas Wasser anrührt und den man einstreicht, ehe er erhärtet, was ziemlich rasch geht.

Beim Nageln in den Wänden kommt man häufig auf Mauerstein, wodurch sich die Nägel krumm biegen. Ein harter Stahlnagel dringt jedoch auch durch diese Stellen. Man kann nun die weichen Nägel, die sich so leicht verbiegen, dadurch in harte verwandeln, daß man sie in einer Schmelze oder auf einem Blech über dem Feuer erhitzt, bis sie stark glühen. Dann wirft man sie rasch in kaltes Wasser, genau so, wie es der Schmied macht, wenn er einen Nagel härten will. Sie sind dann zu hartem Stahl geworden und gehen auch durch starke Hindernisse.

### Vermischtes.

\* Aus der Sturm- und Drangzeit des Tabaks. Der Tabak, der heute so unentbehrlich geworden ist, hat eine recht bewegte Vergangenheit. Vielerlei eingewurzelte Vorurteile mußten erst aus der Welt geschafft werden, ehe er seinen Ehrenplatz unter den Genussmitteln erhielt und ehe die Raucher sich seiner in völliger Gemütsruhe erfreuen durften. Jakob I. von England befahl z. B., daß allen Rauchern die Lippen gespaltet und der Kopf abgehauen werde. Benedikt XII. dagegen, der selbst leidenschaftlicher Raucher war, vernichtete die strengen Befehle seiner Vorgänger und zeigte offen seine Vorliebe für die neue Pflanze. Deshalb, so erzählt der Coenobium, „ließ der Kardinal Niccolo Tacarnaboni im Jahre 1574 Tabak für ganz Laskana säen. In Persien, der Türkei und Rußland riskierten die Raucher, wenn auch nicht den Verlust ihres Kopfes, so doch den der Nase. Mit der Zeit kam ein großer Umschwung, der wohl seinen Höhepunkt in der Tatsache erreichte, daß heute in England die Frauen sogar ihr eigenes Raucherinnencoupé haben. Katharina von Medici soll eine besondere Vorliebe für Schnupftabak gehabt haben und unerschütterlich daher die Einführung dieser Pflanze, als ihr Vorkämpfer in Portugal, Nicot, sie 1580 nach Frankreich mitbrachte. Unter Ludwig XV. gehörte es zum guten Ton, sich mit Tabak beschmiert zu zeigen, und auch die Damen der hohen Aristokratie pflegten dieser wenig ästhetischen Mode zu huldigen.

\* Napoleons Doppelgänger. Napoleon I. hatte, wie bekannt, einen Doppelgänger, von dem die „Stampa“ allerdings sonderbare Geschichten zu erzählen weiß: „Es war ein bekannter Violinist namens Bouché, der es auch liebte, seine Ähnlichkeit mit dem Kaiser durch Nachahmung seiner Bewegungen und seiner Kleidung zu unterstreichen. Der Kaiser selbst machte sich diese auffällige Ähnlichkeit zunutze, indem er sich vorübergehend seine Regierungsaufgabe etwas erleichterte. Da er doch nicht überall selbst zugegen sein konnte, sandte er nämlich, um die Soldaten zu ermutigen, Bouché zu ihnen, der denn auch mit kaiserlicher Würde Wittgesuche entgegennahm und Belohnungen versprach.“ Nach Waterloo, so bildete sich die Legende fort, „machte der Violinist mehrere Versuche, an Napoleons Stelle in die Gefangenschaft zu gehen. Einmal brachte ihn die Ähnlichkeit mit dem Kaiser wirklich in große Gefahr. Als nämlich in einem

Konzert, das er gab, ein großer Applaus losbrach, beschuldigte ihn die Sicherheitsbehörde der Restauration, ein Mitglied der bona-partistischen Verschwörung zu sein. Der Bericht des Procurators an den Minister lautete: „Er gab ein Konzert, das begeistert aufgenommen wurde, zum Teil wegen der Ähnlichkeit. Die weißen Beinkleider, die verschränkten Arme, die Bewegungen des Tabak-schnupfens, alles war nachgeahmt.“

### Büchertisch.

— Niels Holger Jensens wunderbare Reise mit den Wildgänsen. Von Selma Lagerlöf. Deutsch von Mathilde Mann. Leipzig, Desse & Becker Verlag. Geb. 8 M. — Selma Lagerlöf hat das Buch in erster Linie für die reifere Jugend bestimmt, aber es kann nach seinem wahren Werte nur von Erwachsenen gewürdigt werden. Es ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Eingeebnet von einer tiefen Liebe zur Natur und zu allem Lebendigen, enthält es Szenen von einer köstlichen Frische und Lieblichkeit und andere von einem prägnanten, eisernen Humor. Wer es einmal gelesen, dem wird es unvergänglich bleiben. Jedenfalls steht es in der wirklich empfehlenswerten Gesehensliteratur mit an erster Stelle. Der bekannten schwedischen Dichterin wird es sicherlich viele neue Freunde zuführen; es wird hier vorerst der übrigens völlig in sich abgeschlossene erste Teil des Wertes geboten. Die Uebersetzung ist, wie es von Mathilde Mann nicht anders zu erwarten war, meisterhaft, die Ausstattung vornehm und gediegen, der Preis in Anbetracht des Gebotenen sehr niedrig.

— Kleinsten im Weltkrieg. Von den entferntesten Ausstrahlungen des Weltbrandes der Gegenwart, vom Krieg im Kaukasus und im Irak, von kriegerischen Unternehmungen in Arabien, Afghanistan und Marokko, und zwar in der Zeit des dritten Kriegshalbjahres, von August 1915 bis Februar 1916, wissen uns die neuesten Hefte 109 und 110 des „Völkerrieg“ (herausgegeben von Dr. E. D. Baer, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart) viel Wissenswertes in ebenso klarer als spannender Weise zu erzählen.

— Eine neue Modenzeitung. Im Verlage der bekannten „Wiener Mode“ ist soeben die erste Nummer einer neuen billigen Modenzeitschrift erschienen, die „Wiener Illustrierte Familien- und Modenzeitung“. Bereits durch ihr Titelblatt erregt sie besondere Aufmerksamkeit. Es stellt ein Orakel dar, das von allen Lesern und Leserinnen über die ihnen im Jahre 1917 bevorstehenden Ereignisse befragt werden kann. Ein reichhaltiger Mode- und Handarbeitsteil, eine Rubrik „Handschrittentdeutung“ eine sehr originelle Rätseldecke, flotte Skizzen und ein spannender Liebesroman stellen die Zeitung derart aus, daß sie sicher in Würde zu den gelesesten Modenzeitungen der Monarchie zählen wird. Auf den außerordentlich billigen Preis (24 Heller = 20 Fig.) sei noch speziell hingewiesen.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 8. Das 1. Februarheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Arthur Gloesser: Humberts November; Hans Natonek: Das „Literarische“; Karl Duengel: Deine und Nichte; Ernst Heilborn: Charlotte Lady Mennerhoffett; Anselma Deine: Mitliebende; Karl Strecker: Neue Nichte-Literatur. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen. — Notizen. — Nachrichten. — Der Büchermarkt.

— Dr. Arthur M. Grimm: „Eisenerzeugung in eigenen Pausen“, Streckung der Seife, Eisenerzähl“ (Verlag der L. B. Enderschen K.-A. in Neutitschein. Mit Vorlo 68 P. = 45 Fig.)

— Friedrich Albert Meyer: Immelmann und Böcke. Der deutschen Jugend und dem deutschen Volke gewidmet. Mf. 1,40. Verlag der Schnell'schen Buchhandlung (E. Leopold) in Warendorf i. W.

### Silbenrätsel.

ach, ar, bal, ein, le, li, mee, mel, na, ne, ne, pa, ri, se, se, wand, wil.

Aus vorstehenden 17 Silben sind sieben Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:

- 1. Redeform,
- 2. Singvogel,
- 3. weiblicher Vorname,
- 4. Teil des Wagens,
- 5. Tänzerin,
- 6. Stadt in Deutschland,
- 7. Schutz des Landes.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die mittelfsten Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, den Namen eines mächtigen, Regierenden Fürsten.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: Bauland — Man.